Zeitschrift: Wissen und Leben
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 1 (1907)

Artikel: Zwei Junge
Autor: Bernoulli, Carl Albrecht
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-751173

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ZWEI JUNGE.

(Hermann Kurz: „Die Schartenmättler" — „Stoffel Hiss" — 1907
Jakob Schaffner: „Die Laterne" und andere Novellen — 1907).

Wollte man Literatur volkswirtschaftlich einschätzen, worauf es vielleicht mehr hinausläuft, als wir ahnen, so wäre es an der Zeit, eine Jeremiade anzustimmen von der Überproduktion und vom Übergewicht des Angebots über die Nachfrage. Gönner und Kritiker mögen von amtswegen sorgenvoll die Stirn runzeln und fragen: Schön und gut; aber wo kommen für alle diese Autoren die Leser und vor allem die Käufer her? Längst steht ja unsere kleine Schweiz an der Spitze der Statistik mit den meisten Büchern auf die mindeste Kopfzahl. Mitten in diesen sehr vorsorglichen und geschäftsklugen Erwägungen halten wir jedoch errötend ein und spüren den banausischen Undank und das völlige Ungenügen des ökonomischen Standpunktes für die Dinge der Kunst und Dichtung. Freude und Stolz machen uns skrupellos; wir sagen: was geht es uns an, ob sie zu essen haben, sobald sie etwas zu sagen haben und es sagen können! Es ist ein prachtvoller automatischer Rückschlag gegen das praktische Monopol unserer demokratischen Ideale, dass sich unter unsern untadlig fleissigen und überzeugungsvoll gestikulierenden Bürgern, Bauern und Arbeitern zusehends eine Rotte von Sonderbündlern und Müssiggängern herauswagt, die sich ausschliesslich aufs Zuschauen verlegt und dann hinterher noch ihre respektswidrigen Glossen macht.

Nun fällt es mir nicht ein, die Trommel zu rühren, um etwa zwei Verkannten ihr literarisches Leben zu retten. Ich greife mit Hermann Kurz und Jakob Schaffner zwei Beispiele heraus, die mir ein Zufall persönlich nahe legt, da ich sie beide auch als Menschen ziemlich gut kenne. Nur verspüre ich überhaupt Lust, über den Stand einer reinen Kultur bei uns in der Schweiz Psychologie zu treiben und möchte daher an zwei ungewöhnlichen Talenten vor allem den Abstand darlegen, in dem diese beiden jungen Schriftsteller zueinander stehen, nicht um damit den einen über den andern zu stellen, sondern um an dieser durch sie abzusteckenden Spannweite die erfreuliche Ausdehnung darzulegen, die unser schweizerischer Dichterkreis gegenwärtig aufzuweisen hat.

Hermann Kurz gibt in seinen beiden kleinen Romanen zwei

soziale Loslösungen; in den „Schartenmättlern“ löst sich ein angehender Grossbauer aus dem bäuerlichen Volksganzen, in dem er einen ansehnlichen Bestandteil bildet, und im „Stoffel Hiss“ löst sich ein Kleinbürger erst aus der Mittelstandsmisère und dann aus dem Elend der Künstlerbohême. Beide Entwicklungen sind keine Heldensiege, sondern stille Genugtuungen eines mit dem blauen Auge Davongekommenen. Es wird wenig am Leben herum verschönert und doch hängt die Seele zum Schluss im Gleichgewicht, mit nicht allzuviel Zufriedenheit vielleicht, aber doch ohne allen Ekel. Als Schriftsteller wandelt Hermann Kurz einher etwa wie ein besserer Ganghofer, volkstümlich, rührselig, brav. Er hat starke Aussichten auf den deutschen Familientisch, und das kann in den Tagen des „Jörn Uhl“ ohne Ironie für einen Vorzug gelten. Mich interessiert aber an ihm, was über den Familientisch hinausgeht. In beiden Büchern ist Lebensfülle. Die Macht des Erlebnisses schiesst zu allen Poren heraus. Freilich hat er aus seinem Herzen keine Mördergrube gemacht und unverdrossen das wirkliche Leben mirnichts dirnichts in sein Buch hineingestellt. In den „Schartenmättlern“ besonders. Der Adam Berger und der Schiebach Fritz, der Ehsam, die Kreuzwirtin, der Gempenhannesle und vor allem der weinselige Turmwirt Vögtli laufen lebendigen Leibes in Gempen herum und hatten einen Heidenzorn; Kurz war seines Lebens nicht mehr sicher vor seinen Modellen — eine Gefahr, in die ein Volldichter nicht leicht geraten wird, weil er nicht „abzeichnet“. Was mich aber überraschte, waren Spuren kritischer Instinkte in der abkonterfeiten Bevölkerung; ein Gempener Bürger sagte mir auf Befragen, das Buch habe ihm eben doch nur halb gefallen wollen; immer wenn man eben mitten drin sei, sei man auch schon wieder fertig. Das trifft eigentlich den Nagel auf den Kopf. Kurz schöpft seine Motive nicht aus. Zum wahren Dichter gehört eine tiefe Dankbarkeit vor der visionär erlebten Situation. Sie muss mit allen ihren feinsten Wurzelfasern ins Kunstwerk hinübergepflanzt werden; wer Eindrücke, die er für gestaltungsreif hält, verschwendet, statt sie bis ins letzte Bruchteilchen auszusparen, verfällt alsbald einer halbbatzigen Unkunst. Aber bei Kurz entschädigt dann doch immer wieder ein grosser Reichtum an Anschauung und Gefühl. Auch ist er ein kräftiger Gestalter im Hinblick auf das Buchganze; soviel er auch mit Epi-

soden operiert, er lässt die Leitlinien der Erzählung seiner Hand doch nie entgleiten. Vor allem aber ist er unbestreitbar stets der Herr derjenigen Welt, in die er uns einführt. Es ist keine Kleinigkeit, im gleichen Jahre und stets nur im Umkreis weniger Wochen zwei Bücher hinzuschmettern, die auf ganz verschiedenen Sternen zu Hause, aber dort auch wirklich jedes in seiner Weise bodenständig und angewurzelt sind. Mag Kurz auch im Innern der beiden Bücher es an Ordnung und Ebenmass fehlen lassen, es fällt ihm doch nichts zum Rahmen hinaus. Die sich überpurzelnde Fülle des Details ist fest in die Gesamtkonzeption eingespannt, und jede Einzelheit bekennt die Farbe des Ganzen. Das ist schon sehr viel, zu viel als dass man Kurz nicht die Anwartschaft auf eine volle künstlerische Entwicklung freigeben dürfte. Seine Betätigung als freier Schriftsteller war bisher allzusehr nur die Ausnützung einer Kunstpause gewesen, während ihn ein vielseitiges, zwiespältiges und doch noch recht junges Leben in der Klemme hielt. Er ist eben erst 26 Jahre alt geworden; dabei hat er den Konkurs der Stoffel Hissischen Seifensiederei in seiner Eigenschaft als ehemaliger Fabrikinhaber wirklich durchzukosten gehabt mit all dem Beiwerk, von dem er im Roman die Katastrophe begleitet sein lässt; ja er hat das Gelächter des Gerichtshofs nach der Frage des Präsidenten: „Sie sind jetzt Dichter, früher machten Sie Stiefelwichse“ — tatsächlich über sich ergehen lassen müssen. Dazwischen hinaus war er aber auch in Karlsruhe an der Kunstakademie gewesen, ein Lieblingsschüler des Bildhauers Hermann Volz. Die Skulptur „Der Ertrinkende“, von der im „Stoffel Hiss“ die Rede ist — „von dem Menschen, der da seinen Todeskampf kämpfte, sah man nur das Gesicht und den einen Arm, den er hoch hielt, die Hand verkrampft, als wollte sie nach dem Strohhalm greifen“, — Kurz hat sie selber modelliert; im Münchner Glaspalast, wo sie vor ein paar Jahren ausgestellt war, erregte sie schreckhaftes Aufsehen. „Ja, ja“, sagt Venda zu Stoffel Hiss, „das sind Sie, so gingen Sie unter, im Leben unter, aber jetzt sind Sie wieder da, und ich glaube, in Ihnen liegt eine Kraft, die Sie über Wasser hält.“ Der ungewöhnliche Anklang, den Hermann Kurz als Erzähler zu finden scheint, rechtfertigt sich aus dem Konfessionscharakter seiner beiden Erstlinge. Die Romane enthalten für ästhetische Ansprüche und Bedürfnisse mancherlei

Ärgernisse in Stil und Komposition; aber sie zwingen zu unwiderstehlicher Sympathie durch die sichere Mitteilung eines starken und gesunden Willens zum Leben; sie sind selber in hohem Grade Lebensbetätigungen, nämlich Befreiungsversuche eines Menschen, der viel gelitten hat.

Was man unter Trieb zu verstehen hat, und was unter Bewusstheit, kann durch nichts klarer werden als durch eine Vergleichung der Art von Hermann Kurz mit der Art von Jakob Schaffner. Von diesem sind vor zwei Jahren die „Irrfahrten" erschienen — ein Schusteridyll — und es ging damals als Sensation die Nachricht mit, der Verfasser sei selber ein veritabler Schuhmacher, worauf jeder Rezensent, der etwas auf sich hielt, mit Fug und Recht an Hans Sachs erinnerte „den Schuh — Macher und Poet dazu". Des Ferneren dürfte Nationalökonomen bekannt sein, dass von der Auflösung der zünftigen Handwerke durch die neue Wirtschaftsordnung die Schusterei am ersten betroffen worden ist — in Basel sind nur noch ganz wenige selbständige Schuhmachermeister, die sich neben der mechanischen Fabrikation halten können — die andern liquidierten Schuster sind Laternenanzünder geworden. Und was tut Jakob Schaffner, — natürlich ohne Ahnung über diesen drolligen Zufall — nach dem Schuhmacherroman schenkt er uns einen Novellenband, der den Titel führt: „Die Laterne". Dies beiläufig zur Einführung. Acht kleine Geschichten, fünf zarte, frauenhafte, in sich beruhigte, drei verhaltene, ernste, unheimliche. Ich zweifle, ob sonst ein moderner Novellenband so sehr Talentprobe ist, so sehr in seinen acht Stücken ebensoviele Stationen einer ausserordentlichen, steil ansteigenden Entwicklung aufzeigt. Die erste Novelle „Grobschmiede" befindet sich noch ganz auf dem Niveau der „Irrfahrten" — ein Handwerkeridyll, beinahe ohne Handlung, dafür durch einen gleichmässigen Wechsel herzlich empfundener Anschauungen in lebendigen Atem gesetzt. Dasselbe gilt von den ebenfalls breit durchgeführten Kleinbürgergeschichtchen „Agnes" und „Der Altgeselle". Aber schon hier verrät sich auf Schritt und Tritt die überlegene Differenziertheit von Schaffners Begabung — zum Beispiel in der Ausstattung eines spiessbürgerlichen Junggesellenhaushaltes durch eine weisse Ratte mit rubinroten Augen, die in einem Stiefelschaft nistet, und den goldgelben Papagei Susanna; von der Durchführung

derartiger Motive bei Schaffner ist kein allzuweiter Weg mehr bis zur sublimen Kammacherkunst und zur Schublade der Züs Bünzlin. Auch verrät sich das elementare Talent in der ungezwungenen Fortsetzung, die derartige sublime Einzelvergnügen in der Beschaffenheit des dichterischen Inventars durch psychologische Spiegelung in der Seele der dargestellten Persönlichkeiten finden. Wie jener Hagestolz beim Anblick der Tochter seiner Jugendgeliebten seine altfranzösische Stutzuhr schlagen hört, auf die das Mädchen nachdenklich seine Blicke gerichtet hielt — das schildert Schaffner so: „Meine Uhr schlägt auf zwei Glocken zugleich, die genau auf Terz gestimmt sind, und die sieben raschen Doppelschläge klangen nun so graziös durchs Zimmer, wie der Auftakt eines Rheinländers. Dazu sprangen in meiner alten Seele ein paar vergessene Türen auf und ein putzig aufgeschneidertes Völkchen fuhr aus lang verschlossenen Gemächern hervor, um zu tanzen. Das gute Gesindel war der Meinung, dass sofort eine Festivität losgehe und stand ziemlich betreten an den Wänden herum, als es merkte, dass es fürs erste auf lange Nasen herauskam. Aber doch waren die Füsse wieder probiert und die Türen wieder gangbar, und war das Völkchen wieder auf dem Plan, wenn auch in verjährter Mode". Einen besonders lehrreichen Einblick in die Beweglichkeit von Schaffners Stilgefühl gewährt eine historisch gehaltene Erzählung: „Die Schrift". Schon „Grobschmiede" hatte Schaffners beneidenswerte Fähigkeit offenbart, seinen Stoffen ausser der erforderlichen Gestaltung noch obendrein eine feine Lokaltönung angedeihen zu lassen, indem er dort sein Handwerkermilieu in eine französsische Grenzkleinstadt verlegte mit der roten Backsteinpflasterung ihrer Strassen, und diese Nuance auch in der französisierenden Namengebung und Führung des Dialogs durchhielt. Als ich nun „Die Schrift" las, hatte ich sofort den Eindruck: Halt, da will der Schriftsteller ein längst abseitsliegendes, aber auch nach wichtigeren und schwereren Ereignissen nicht verwundenes früheres Erlebnis dadurch los werden, dass er archaisiert. Schaffner bestätigte mir auf Befragen, es sei so. Da nun diese Mannigfaltigkeit der Farbengebung bereits bei dem angeschlagenen Grundton idyllischer Gutmütigkeit sich vernehmen lässt, erweist sich der Besitz reichhaltig abgestimmter Registerzüge als etwas Ursprüngliches, nicht als etwas hinterher Erworbenes.

Inzwischen ist nämlich Schaffner in München und in Berlin gewesen, und die Literaturgewaltigen um A. Langen und S. Fischer haben ihm reichlich scharwenzelt. Diese Horizonterweiterung ist sicher nicht ohne Einfluss geblieben — aber im besten Sinne. Schaffner hat gelernt, was dort wirklich zu lernen ist. Hatte ihn einst der Waschzettel der „Irrfahrten" einen literarischen Ludwig Richter genannt — übrigens nicht glücklich: Spitzweg läge näher — so hat Schaffner von den Zeichnern des „Simplizissimus", dessen Mitarbeiter er wurde, ermessen lernen, was das heisst: die charakteristische, meinetwegen freche, aber um jeden Preis unmissverständlich ausdrucksvolle Linie. Das Ergebnis war, dass er fortan seine Geschichten um die Hälfte oder gar um zwei Drittel kürzer schrieb, und dass diese Skizzen doch an spezifischem Gewicht des Inhaltes weit schwerer in die Wagschale fallen, als die früheren. Sein eigentlicher Wahlvetter unter den Malern ist Albert Welti — gleich diesem seinen Landsmann geht Schaffner von der Idylle aus, ohne sich an ihr zu ketten. „Die Begegnung", „Der Kilometerstein", „Die Eschersche" bilden eine bedeutsame Trilogie. Das Grundgesetz, dass jede gute Novelle die Ausgestaltung einer einzigen Keimsituation zu sein habe, findet hier straffste Anwendung. Jedesmal lässt sich der erzählte Vorgang seinem Tatbestande nach in einem einzigen Satz erschöpfen: Ein überspannter, durch unverdaute anarchistische Lektüre verworrener Schulmeister führt das geplante Attentat nicht aus, trotzdem das Automobil des Kaisers ein paar Schritte vor seiner geladenen Pistole durch einen Zufall plötzlich stillhält. — Ein Fuhrmann springt in einer furchtbaren Gewitternacht vom Wagen und schlägt sich den Schädel entzwei im unglücklichen Sturz auf einen im Mondlicht gespensterhaft aufleuchtenden weissen Kilometerstein, dessen Anblick sein bäumendes Pferd unerklärlich auf den Fleck festbannte. — Ein junger Maschinist wird verrückt, weil er die Riesenmaschine aus der Firma Escher verantwortlich zu bedienen hat und an ihrem veränderten Funktionsgeräusch einen geheimen Fehler herauszuhören meint, dem er doch nicht auf die Spur zu kommen vermag. — An diesen „short stories" von Maupassant'schem Umfang und Zuschnitt entpuppt sich Schaffner, in dem man von früher her mehr nur den Träumer und Feindrechsler lieb gewonnen hatte, als ein ausgetragener moderner

Künstler. Modern im Sinne von vollkommener Bewusstheit. Die Franzosen sind zuerst dahinter gekommen: — von Punkt A bis Punkt B nimmt der Weg, den die alten guten Meister einst in ein paar Sätzen völlig befriedigend zurückgelegt haben, nun ein paar oder gar viele Seiten in Anspruch. Wie kommt das? Weil der moderne Schriftsteller — oder auch Maler — oder auch Musiker — seiner Künstlerpflicht nur noch genügen kann durch erhöhte Gewissenhaftigkeit in der Aufzeigung von Kombinationen, ja Komplikationen an einem vorher für einfach gehaltenen Verlaufe; dies führt zu fortwährenden Teilspaltungen, zu Ausmessungen, die bis auf den Viertelsmillimeter dem unendlich Kleinen auf den Leib rücken. Da nun freilich Künstler am Werke sind, nicht Gelehrte, sind derartige Massnahmen frei von Mathematik und Pedanterie; die Phantasie führt unglaubliche Hexentänze und Purzelbäume vor uns auf. So ist es begreiflich, dass man Schaffners neues Gebiet als „Groteske" bezeichnen zu können meint, im Unterschied zu der ehemals von ihm gepflegten „Idylle". Wäre eine derartige Rubrizierung mehr als ein oberflächlicher Einfall, träfe sie wirklich als Bezeichnung einer Wesensänderung zu, so hätte man Schaffner künftig mit Leuten wie Gustav Meyrink und Richard Schaukal in einem Atem zu nennen. Dann müsste man aber völlig blind sein gegen die ernsten und treuen Augen, mit denen uns aus seinen neuen Kunststücken — selbst zugegeben, dass sie das sind — eben doch der alte, bedächtig versonnene Schaffner anblickt. Er ist nicht etwa zum schriftstellerischen Clown geworden, gleich jenen Wienern; nur ist sein ordentlicher, aber wissbegieriger Geist aus den harmlosen Anfängen aufgestiegen in die Region des Dämonischen und Phantastischen, wo man entweder keinen Spass versteht, oder einen grausigen. Der beste Gegenbeweis, dass er in der „Groteske" nicht stecken bleibt, ist die Titelerzählung „Die Laterne", die den Schluss des Bandes bildet; mit ihr ist Schaffner zum literarischen Idyll zurückgekehrt, aber eben als ein vollkommen Gereifter und Gewitzigter; es ist einfach bewundernswert, wie er in der Sphäre unverhohlener Berliner Blasiertheit und Schnoddrigkeit zwei etwas dekadente Liebesleutchen, einen halbwelken Lebemann und eine ein bischen wurmstichige Dame mit gutem Schweizerwillen auf den Weg der Tüchtigkeit und Gesundheit zurückführt. Er besitzt alles, was man von einem deutschen

Meister im Erzählen zu fordern berechtigt ist: den goldenen Humor, der immer einer tiefen, reinen Liebe zu den Menschen und Dingen entspringt, — die wohlige Schwebelage, den ausgeglichenen Vorbeifluss des guten epischen Vortrags und vor allem die unfehlbare Handwerkersicherheit der täglich sich übenden Hand, die nie eine Unwahrscheinlichkeit, aber auch nie eine dürre Aufzählung mitunter laufen lässt. Er weiss in der Eisengusstechnik ebenso genau Bescheid wie in der Struktur der neuesten Automobilmarke mit ihren vier Geschwindigkeiten — aber nie spürt man derartigen Kenntnissen die Arbeit an, die ihre Erwerbung gekostet hat; sie sind bescheiden und selbstverständlich in den mitgeteilten Abschnitt wirklichen Lebens eingefühlt. Also mit einem Wort — was man unter Kunst, unter letzter Kunst versteht! Es fragt sich nun nur noch, ob Schaffner mit diesem Novellenband neben fabelhaften Eigenschaften zugleich seine Grenzen kundgegeben hat, oder ob er vermögen wird, seiner in der Kleinkunst bewiesenen Meisterschaft die Anwendung ins Grosse zu geben, sei es nun im Roman, sei es im Drama.

Zum Schluss eine Feststellung. Hermann Kurz, aus badischem Grossbauerngeschlecht, ist Basler Neubürger; Schaffner, als Bürger von Buus, Baselbieter, aber in Basel geboren und daselbst lange ansässig. Zu den Basel von den Miteidgenossen angehängten Schlötterlingen zählt die mitleidige Behauptung, Basilea poetica sei ein Widerspruch in sich selbst. Hebel gehöre ins Wiesental — und sonst sei nichts zu holen. Vielleicht gewöhnt man sich nach und nach ab, aus Basels kärglicher dichterischer Vergangenheit ein Dogma zu zimmern und ihm die Möglichkeit zu verlegen, die Scharte auszuwetzen.

ARLESHEIM. CARL ALBRECHT BERNOULLI.

□□□

KULTURTRÄGER.

Und der Kulturforscher späterer Zeiten wird in die Bibliotheken wandern, ähnlich dem unsern, und seinem schweifenden Auge treten in verschnörkelten, verbildeten, auch etwa in einfachen Formen ausgestattete Einbände entgegen, auf denen zu lesen ist: